

das jüdische Erbe zu verleiten. Die Erkenntnis, dass Christen nun mit diesem Verhalten brechen, ist für Juden eine Grundvoraussetzung für einen Dialog mit Christen. Aus dieser Erkenntnis folgt dann auch ein Kernsatz des Synodalbeschlusses: »Darum verneinen wir, dass das Volk Israel von Gott verworfen oder von der Kirche überholt sei.« Den Vorgang einer solchen Erkenntnis bezeichnen die Verfasser der Erklärung als »Umkehr«. Daraus ergibt sich von selbst, dass nun begriffen worden ist, Christen seien in ihrer Beziehung zu Juden und Judentum allzulange auf einem falschen Wege gewesen.

Diese Erkenntnis einer notwendigen Umkehr folgt auch aus gemeinsamen Vorstellungen von Schöpfung und Erlösung, von dem gemeinsamen Gott, als Herrn der Welt und von der Kraft der Hoffnung, diese Erde möge einst zum Reiche Gottes werden, was uns gemeinsam ein Handeln für Gerechtigkeit und Frieden in der Welt auferlegt. Nun wären diese Gedanken recht abstrakt, wenn man nicht versuchte, konkrete, wirklich greifbare Institutionen zu schaffen, welche die Aufgabe erhalten, die Bekenntnisse der Landessynode zu verwirklichen. Dazu gehört etwa ein Ausschuss »Christen und Juden« im Rahmen der Landeskirche, welcher an diesen Problemen weiterarbeitet und die verschiedenen Gremien der Kirche zu beraten hat. Dazu gehört ferner die Forderung, die Kirchenleitung solle bei der Ausbildung und Weiterbildung von Lehrern und Pfarrern dafür sorgen, dass das Thema Christen und Juden gebührend berücksichtigt werde. Schliesslich, und das hängt mit dem eben Erwähnten zusammen, wünscht die Synode die Errichtung von Lehraufträgen über Theologie, Philosophie und Geschichte des Judentums an der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal sowie an der Gesamthochschule Wuppertal, weil

sonst die Befürchtung besteht, angehende Pfarrer und Lehrer erhielten nur eine recht vage Vorstellung vom Judentum und würden daher den Beschlüssen der Landessynode nicht nachleben können.

Fragen wir abschliessend, welchen Sinn eine solche Erklärung haben mag. Sie enthält in eindrücklicher Weise eine Neubestimmung über das Judentum, sie trägt dem jüdischen Selbstverständnis Rechnung, ohne das Eigene des Christlichen und seiner Botschaft zu verkürzen, sie anerkennt die Juden als Partner und ruft dazu auf, dass aus dieser menschlichen und geistigen Zeitgenossenschaft konkrete Konsequenzen gezogen werden. Diese Erklärung spiegelt die Erschütterung wider, die Christen angesichts der Ermordung von Millionen von Juden durch Deutsche, die zum grossen Teil getaufte Christen waren, verspüren. Im Synodalbeschluss schliesslich finden wir nirgends diese so ungemein peinliche Methode einer faulen Apologie oder einer niederträchtigen Aufrechnung anderen Unrechts. Die Synodalen haben sich an der Tatsache von Auschwitz und an der Ermordung von Millionen von Juden nicht herumgedrückt, wie das auch heute noch so oft geschieht. Sie richten aber zugleich ihren Blick in die Zukunft, in der in einem Miteinander, einer Zusammenarbeit und einem gegenseitigen Bedenken unsere Welt ein wenig menschlicher gestaltet werden soll. Der Synodalbeschluss der Rheinischen Landeskirche sollte als Modell für andere protestantische Landeskirchen dienen und ein Anlass dazu sein, den Katholiken ihren eigenen grossartigen Würzburger Synodenbeschluss von 1975 »Für ein neues Verhältnis zur Glaubensgeschichte des jüdischen Volkes« in die Erinnerung zu rufen<sup>2</sup>.

<sup>2</sup> Vgl. FrRu XXVII/1975, S. 5 und S. 6 ff.

### 3 50 Jahre nach dem Tod von Franz Rosenzweig

25. 12. 1886 — 10. 12. 1929

#### I Franz Rosenzweig: Der Mensch und sein Werk, Briefe und Tagebücher<sup>\*/\*\*</sup>

Buchbericht von Yehoshua Amir, Universität Tel Aviv

Es mag 1937 gewesen sein. In einem deutschen Dorf leben noch ein paar jüdische Familien, gedrückt und verängstigt, besonders die Kinder. Eines Tages ist draussen Gewitter. Die Kinder stehen geduckt in einer Ecke. Da sagt das Schwesterchen dem kleinen Brüderchen: »Du brauchst keine Angst zu haben. Uns kann nichts passieren. Wir haben doch den lieben Gott und die Thora und die Schockenbücher\*.« Der Feriengast aus der Stadt, der das Gespräch überhörte, war mein Vater. Der Bericht ist verbürgt.

Einem Juden, der die dreissiger Jahre in Deutschland durchlebt hat, geht es nicht leicht über die Lippen, dass ein Buch, das 1935 im Schocken-Verlag erschienen ist, nun überholt ist. Es wird selten einen Verlag in der Welt gegeben haben, der so wie dieser durch seine Tätigkeit Menschen vor dem inneren Zusammenbruch bewahrt

hat. Das gilt auch von der Ausgabe der Briefe F. Rosenzweigs, die die nunmehr verstorbene Witwe damals unter Mitwirkung von Ernst Simon herausgegeben hat. Karl Löwith bezeugt, dass es dieses Buch war, das vor seinen staunenden Augen zum ersten Mal die Gestalt eines originär jüdischen Denkers erstehen liess, der in vielem das umwälzende Denken Heideggers, seines philosophischen Lehrmeisters, vorausgedacht zu haben schien. Und für uns in der jüdischen Jugendbewegung enthüllte sich in diesem Buch, hinter einem erstaunlich modernen neuen Ernstnehmen alten jüdischen Glaubens und alter jüdischer Lebensformen, ein quicklebendiges Menschentum, mitreissend in Jubel und in Verzweiflung, rückhaltlos Rede und Antwort stehend und Menschen bis ins Herz hinein fragend, lebensschaffend bis aufs Sterbebett. Alles das, was in dem alten Buch schwang, ist auch in das neue, nunmehr erschienene Buch hinübergenommen.

Dennoch bedürfen wir heute einer erweiterten Dokumentation über Rosenzweigs Leben. Der Generation seiner

\* S. u. S. 26.

\*\* Vgl. u. a. Karl Thieme: Werk und Leben Franz Rosenzweigs, in: FrRu XV/1964, S. 13 ff.

Zeitgenossen fügte sich jedes Stück aus seiner Feder unmittelbar in einen präsenten Verstehenshorizont. Auf der Folie des gelebten Lebens, das in einer Direktheit, die in der gesamten Briefliteratur kaum ihresgleichen hat, seine Briefe durchpulst, wurden die Denkgebilde des »Sterns der Erlösung« und der »Kleineren Schriften« leicht als nicht nur erdachte, sondern als erfahrene Lebensgüter transparent. Indem etwa Rosenzweig seinen verschiedenen Vettern erklärt, in welchem Teil des »Sterns der Erlösung« er gerade ihn sich gegenüber gesehen habe, fällt auch für den Leser ein Licht auf diesen Teil, das ihm mitunter auch bei dessen schwierigsten Begriffen behilflich ist. Solange der Pulsschlag des Ganzen noch unmittelbar vernehmlich war, war jedes Stück Lebensbotschaft, das ein Brief mit sich brachte, eine willkommene Zugabe.

Anders steht es mit dem heutigen Forscher, der vor der paradoxen Aufgabe steht, sich diese Unmittelbarkeit erst erarbeiten zu müssen. Dazu muss er das Bild dieses Lebens zunächst als ein Ganzes in den Blick bekommen. Dem haben die Herausgeber Rechnung getragen, indem sie zwischen den Briefen verbindende Texte erstellt haben. Diese konnten mitunter in einfachen biographischen Angaben bestehen, mitunter auch – in den seltenen Fällen, wo solche erhalten geblieben sind – in der absatzweisen Wiedergabe von Gegenbriefen. Eine sehr willkommene Bereicherung bilden hier die Erinnerungen der Kusine Rosenzweigs, Gertrud Oppenheim, die durch liebevolle Beobachtungen aus der Nähe dem Rosenzweigbild eine wertvolle Dimension hinzufügt. Vor allem aber erschliesst die Ausgabe eine neue Quelle durch die hier erstmalig abgedruckten Partien aus Rosenzweigs Tagebuch. Für den, dem es um die »innere Form« Rosenzweigs geht, ist es wichtig, zu beobachten, dass gerade hier, wo er nur mit sich selbst ist, nicht unkontrollierte Gefühlsausbrüche, sondern geistige Rechenschaftsablage das Wort führten. Mitunter bilden sich hier Vorformen von dem, was später in den Schriften seine endgültige Fassung erhält.

Insbesondere aber sind es bestimmte Wendepunkte in Rosenzweigs Leben, deren Verständnis den nachgehenden Forscher vor schwierige Fragen stellen und für die ihm jedes Stück neuer Information willkommen sein muss. Die Herausgeber sind sich bei der Auswahl ihrer Texte dieser Fragen sehr wohl bewusst gewesen und haben uns einiges Neue gerade zu diesen Punkten mitgeteilt:

1) Rosenzweig hat sich in reifen Jahren oft darüber gewundert, wie es gekommen sei, dass der geringe Zusammenhang, den er von Haus aus mit dem Judentum gehabt habe, zur Zeit seiner Krise im Jahre 1913 standgehalten habe. Bei solchen Betrachtungen erscheint ihm sein damals präsenten jüdisches Erbe ausserordentlich dürftig. So erwähnt er, dass er im Kindesalter nichts von dem jüdischen Freitagabend gewusst habe. Der Forscher, der hier Rosenzweigs eigener Rätselfrage nachgehen will, muss in dessen Kindheit die vorhandenen jüdischen Ansätze zusammensuchen. Das einzige, was Rosenzweig später zu nennen wusste, war die Gestalt seines Grossonkels Adam, die er aber selbst mitunter als »legendarisch« leicht in Zweifel zieht. Wenn wir jetzt (S. 5) von seiner kindlichen Angst lesen, er könne »wie sein Onkel zart und schwächling von Gestalt werden«, dann lässt uns das etwas von der Ambivalenz seiner Anhänglichkeit an den Onkel ahnen. Zweifellos steckt in dem Kind selbst bereits etwas, was in der Gestalt dieses Onkels für ihn eine erste Gestalt gewinnt. Der Onkel nimmt ihn mitunter in die Synagoge mit (S. 2), und es zieht ihn dorthin »in die Ge-

meinde« (S. 5), wie er später überaus exakt seiner Kusine erklärt. Sicherlich erwacht dort sein kindlicher Wunsch, Hebräisch zu lernen (S. 2), um die Gebete zu verstehen. Der 13- und 14-jährige fastet dann als einziger in der Familie und ist sehr empfindlich, wenn er dafür als Frömmeler verspottet zu werden glaubt. Es hat also seinen soliden biographischen Untergrund, wenn er später seinem Vetter Hans, der all dieses nicht gekannt hat, »selbst heftig zugeraten« hat, sich taufen zu lassen (S. 95), ohne damals für sich selbst diesen Schritt in Erwägung zu ziehen. Und als er später selbst vor der Taufe steht, kann er legitimerweise »nur als *Jude* Christ werden« (S. 134). Diese Rekonstruktion seines jugendlichen Judentums findet in seiner nunmehr veröffentlichten Tagebucheintragung von 1906 »Worauf stützt sich mein Judentum?« (S. 37) eine schöne Stütze.

2) Die Rückwendung zum Judentum. Hier verstärken die neuen Veröffentlichungen die Vorbehalte der Herausgeber gegen die allzu dramatische Bekehrungsversion, wie sie besonders durch Glatzers Darstellung sich verbreitet hat (S. 126 f.). Hauptsächlich allerdings durch ein argumentum ex silentio: Die nunmehr veröffentlichten Tagebücher geben nirgends den von ihnen erwarteten Anhaltspunkt für ein Jom-Kippur-Erlebnis, das den sicheren Schrittes der Taufe entgegengehenden Mann mit ungeahnter Plötzlichkeit auf sein Judentum zurückverwiesen hätte. Wir werden Rosenzweigs eigene Aussage: »Ich bin in *langer* und, wie ich meine, *gründlicher Überlegung* dazu *gekommen*« (S. 132), beim Wort nehmen müssen. Dieser lange Prozess muss, wie es in einem ungeheuer wichtigen, nun veröffentlichten Brief (S. 675) heisst, »von Juli bis September 1913« gewährt haben, während welcher Zeit er keineswegs von einer neuen Sicherheit ergriffen vorwärts schritt, sondern »aus dem Leben herausgerissen«, »völlig bereit zu sterben« war. Dass nun freilich innerhalb dieses qualvollen Prozesses dennoch der Teilnahme am Jom-Kippur-Gottesdienst ein entscheidend wichtiger Platz zukommt, werden wir nicht nur aus chronologischen Gründen (Jom-Kippur fiel auf den 11. Oktober 1913; am 23. Okt. schreibt er zum ersten Mal seiner Mutter [S. 131]: »... dass ich den Rückweg, um den ich mich fast drei Monate vergeblich zergrübelt hatte, gefunden zu haben hoffe«) annehmen dürfen. Dafür spricht sowohl der Bestand seiner Kindheitserinnerungen (s. o.) als auch eine Analyse seiner Darstellung des Jom-Kippur im »Stern der Erlösung«, wo z. B. das Tragen des »Kittels« als Sterbehemd an diesem Tage gedeutet wird als ein Stehen jenseits des Lebens.

3) Vielleicht die wertvollste Bereicherung unseres Rosenzweigbildes liegt in der nunmehr erfolgten vollständigen Veröffentlichung des grossen Briefes an Meinecke (S. 678–682), von dem Auszüge aus Glatzers Buch bekannt waren. In diesem Brief bemüht er sich, dem Meister seine Absage an dessen Angebot, ihm zu einer akademischen Karriere zu verhelfen, verständlich zu machen. Rosenzweigs Zuversicht, Meinecke werde ihn nun verstehen, hat sich nicht erfüllt. Die Gleichnissprache, in der allein er versuchen kann, Unsagbares in Worte zu fassen, kann auch uns nicht ganz transparent werden. In seinem voraufgegangenen mündlichen Gespräch mit seinem Lehrer hat er versucht, seine Loslösung von der geschehenden politischen Geschichte objektiv zu begründen. Wir können diese Loslösung mit Hilfe seiner Briefe aus den letzten Kriegsjahren weitgehend nachzeichnen. Aber Rosenzweig weiss, dass all dies nur Vordergrund ist. Das eigentliche ist das Subjektive.

Für ihn, Rosenzweig, hat sich die Geschichtsforschung als

die gefährlichste Versuchung in seinem Leben dargestellt, gerade weil er sie mit grossem Talent, »oder vielmehr Talenten«, betrieben hat. Sie war etwas Gekonntes, aber nicht mehr etwas Gesolltes. Er erfuhr sie als ein zu antworten Wissen auf Fragen, die nicht »wert« waren, »gefragt zu werden«. Er fand sich auf einem Weg, der »zwischen Unwirklichkeiten dahinführt«. Es gehört freilich die ganze Durchdrungenheit von einer ihn überwältigenden Erfahrung dazu, wenn er erwarten kann, dass der Geschichtsprofessor, dem er das erzählt, diese werde nachvollziehen können. Für ihn aber ist das Geschichtliche der Tummelplatz des Relativen, weil er gelernt hat, denselben Geschichtsraum perspektivisch als Umkreis der verschiedensten historischen »Gestalten« jeweils in verschiedenem, vom jeweiligen Zentrum aus subjektiv berechtigtem Licht zu sehen. Was im »Stern« später »der Mückentanz der Möglichkeiten« heisst, hat in Rosenzweigs »Grauen« vor der nicht zu meisternden Mannigfaltigkeit der Geschichtswahrheit sein biographisches Urphänomen. Der »Hunger nach Gestalten« enthüllt sich ihm als eine Flucht vor dem Ich mit seiner einen Wahrheit.

»Inmitten meiner Talente suchte ich nach mir selber, in-

mitten alles Vielen nach dem Einen.« Ein Späterer hätte sich hier wohl mit dem Deckwort »Existenz« geholfen; Rosenzweig schreibt »mein Judentum« und ist sich »bewusst«, damit dem Gemeinten »nur einen Namen zu geben«. Dieser Name gilt freilich nur in einer stark abgekürzten Form, denn wir wissen, dass gerade das Suchen nach dem absoluten Ankergrund seines Ich Rosenzweig zunächst hart an die Grenze des Christentums geführt hat. Ebenso ist der Titel »Philosoph«, den Rosenzweig hier in die Antithese gegen den »Historiker« einstellt, nur ein sehr vorläufiges Siegel für den, der inzwischen dem ersten Teil des »Sterns« das Motto »in philosophos« vorangesetzt hatte. Mit all diesen Vorläufigkeiten bleibt aber der neuveröffentlichte Brief der Schlüssel zum Verständnis der Selbsteinschätzung Rosenzweigs, nach der der Verfasser des »Stern der Erlösung« ... von anderem Kaliber als der von »Hegel und der Staat« ist.

Damit sind nur einige der Perspektiven skizziert, für die die Neuausgabe der um die Tagebücher vermehrten Briefe Rosenzweigs in Zukunft unentbehrlich sein wird für jeden, der sich aufnehmend oder forschend an der Erschliessung der verschwenderisch reichen Persönlichkeit Franz Rosenzweigs innerlich beteiligen will.

## II Eine Theologie der Galut

### Zum Gedenken an Franz Rosenzweig

Von Dr. Reinhold Mayer, Tübingen

Vor 50 Jahren, am 10. Dezember 1929, starb Franz Rosenzweig noch nicht 43jährig<sup>1</sup> nach sieben schweren Krankheitsjahren, da ihm selbst Finger und Zunge gelähmt waren. Seiner langen Krankheit und seines frühen Todes wegen konnte er sich – etwa zum Unterschied zu Leo Baeck und Martin Buber, den beiden anderen grossen jüdischen Denkern im deutschen Sprachraum – nicht selber mehr bekannt machen, weshalb er mitsamt seinem Werk auch weithin unbekannt geblieben ist. Dazu kommt, dass die teilweise Veröffentlichung seiner Arbeiten in schwere und ihrer Verbreitung ungünstige Zeit fiel: Der »Stern der Erlösung« erschien 1920 und in 2. Auflage 1930, die 3. Auflage von 1954 war bald und lange vergriffen; »Zweistromland. Kleinere Schriften zur Religion und Philosophie« wurde 1926 gedruckt und 1937 in erweiterter Form wieder aufgelegt; 1935 ist ein Band ausgewählter Briefe veröffentlicht worden. Die Jahreszahlen sprechen für sich: In der Krise und Armut nach dem Krieg, auch während der Bedrängnis durch die Herrschaft des Nationalsozialismus, erreichten die Bücher nur einen kleinen inneren Kreis. Nach Beendigung des Vertreibens und Mordens – als Baecks und vor allem Bubers Schriften weite Verbreitung und aufmerksame Leser fanden – waren Rosenzweigs Bücher schwer zu bekommen. Leicht zugänglich war allein die Verdeutschung der Schrift<sup>1a</sup>, weil sie unter Martin Bubers Namen, der sie mit- und zu Ende übersetzte, Interesse weckte. Aber das Gesamtwerk, auch soweit bisher noch unveröffentlicht, erscheint erst in diesen Jahren im Verlag Nijhoff zu s'Gravenhage: Der »Stern der Erlösung«<sup>2</sup> sowie Briefe und Tagebücher<sup>2a</sup> sind bereits ausgeliefert, »Zweistromland« in verdoppeltem

Umfang und Arbeiten zur Übersetzungstätigkeit zum Druck vorbereitet. Dadurch wird ein Nachholbedarf gedeckt, neue Horizonte können sich öffnen<sup>3</sup>.

Am Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Deutschland eine jüdische Minderheit inmitten einer von spätkristlicher Kultur bestimmten Umwelt. Das Judentum war zerstritten, kleine Gruppen von Orthodoxen und Zionisten behaupteten sich gegen eine liberale Mehrheit. Viele zeichneten sich besonders durch deutsches Wesen und europäische Bildung aus, um den Mangel an Eigenem zu kompensieren und dabei den Rest ihrer Jüdischkeit vollends aufzugeben; manch einer trat zum Christentum über.

Franz Rosenzweig entstammt einem typischen Diasporamilieu. Hochbegabt, studierte er Medizin, Geschichte, Philosophie, war philologisch, künstlerisch, theologisch versiert, sprühte von Geist und Einfallsreichtum. Dem Judentum stand er gleichgültig gegenüber; ihm galt Liberalismus als flach, Orthodoxie als spröde, Zionismus als romantisch. Dagegen hatte das Christentum für ihn etwas Faszinierendes, zumal wo es als Glaubenswirklichkeit von Persönlichkeiten mit Ausstrahlung vertreten wurde. In langen und bewegenden Gesprächen mit judenchristlichen Freunden fühlte sich Franz Rosenzweig in seiner philosophischen Standpunktlosigkeit verunsichert und entschloss sich zum Übertritt. Weil er aber nicht aus dem nachchristlichen Heidentum, sondern aus dem Judentum kommend Christ werden wollte, beschäftigte er sich im Sommer 1913 intensiv mit jüdischen Fragen und besuchte auch während der Herbstfeiertage die Gottesdienste der orthodoxen Gemeinde zu Berlin. In der Folge entschied er sich dann, zur grössten Überraschung seiner Freunde und Angehörigen, zum Verbleib im Judentum: Der ausgezogen war, um Abschied zu nehmen, hat sich wieder zugewandt; der

<sup>1</sup> Geboren 25. 12. 1886 in Kassel.

<sup>1a</sup> S. u. S. 133.

<sup>2</sup> Der »Stern der Erlösung« erschien 1976, vgl. FrRu XXIX, S. 149; Mitherausgeber am Gesamtwerk Reinhold Mayer mit Annemarie Mayer.

<sup>2a</sup> S. o. S. 24.

<sup>3</sup> u. a. vgl. »Werk und Leben Franz Rosenzweigs«, in: FrRu XV/1964, S. 13–20.